

# Inhaltsverzeichnis

FK-Diskussion

*Niederländische Dominikaner*

*Carola Ritter*

*Heike Kirstein*

## **FK-Termine**

Gerhard Dabrowski

## **FK-Leserbrief**

## **FK-Buchempfehlung**

## **Einkehrtage des FK**

*Reinhold Stecher*

*Bund Neudeutschland*

*Angelika Wilmes*

*Paul Schladoth*

Die Bibel

Kirche und Amt (Teil 2)

Wenn ein Mann predigt

Sponsorenlauf: Wandern für die andern

Warum hat Gott die Welt erschaffen (Teil 2)

Biotope der Ermutigung

Brief an Medard Kehl

Zukunftsgespräch

Die naturwissenschaftliche Sicht auf den Glauben

Erinnerung an Maria Berief

## **Die Bibel**

### **Urkunde eines reifenden Glaubens**

Die Bibel - jüdisch oder christlich?

Wir sind gewohnt, das Alte Testament als Vorgängerbibel zu betrachten und das Neue Testament als dessen endgültige Überhöhung. Von den Autoren selbst sind die meisten Schriften der christlichen Bibel nicht so verstanden worden. Denn: Für Jesus besaß die jüdische Bibel zeit seines Lebens volle Gültigkeit. Das jüdische Gesetz wollte er weder abschaffen noch verbessern. Er beanspruchte für sich, das Gesetz aus dem Geist der Liebe zu erfüllen.

So müssen wir festhalten:

Wir haben mit den Juden und mit Jesus das Alte Testament gemeinsam. Auch das Neue Testament verstand sich zunächst als Bibel von Juden, weil sich die ersten Christen als Juden verstanden. Erst als die Christen zum Ende des 1. Jahrhunderts wegen theologischer Streitigkeiten aus der Synagoge ausgeschlossen wurden, änderte sich das.

Viele Texte des Neuen Testaments zeigen deutlich das Bemühen, das, was die Jünger mit Jesus erlebt und erfahren hatten, aus dem Horizont des Alten Testaments zu deuten. Die Person Jesu wird als Erfüllung der Verheißungen des Alten Testaments interpretiert.

### **Das Christentum - eine Buchreligion**

Judentum, Christentum und Islam, aber auch jüngere Religionsgemeinschaften sind Buchreligionen. Aber es gibt Unterschiede. Dem Islam zum Beispiel gilt sein heiliges Buch als unerschaffen, frei von Widersprüchen und sprachlich vollkommen. Die Bibel hingegen kann ihre Entstehungsgeschichte aus vorbiblischen Menschheitsmythen, aus unterschiedlichsten Erzählsträngen und Quellen nicht verleugnen. Sie ist ein Konglomerat, immer wieder überarbeitet und im Laufe der Jahrhunderte neu redigiert - und das ist gut so. Jede Zeit hat an ihr gearbeitet und aus ihrer jeweiligen Sicht neue Akzente gesetzt. Durch Verschiebung alter Texte in neue Zusammenhänge ergaben sich neue Sichtweisen. Autoren, die von weit zurückliegenden Ereignissen erzählten, verarbeiteten dabei die Fragen und Probleme ihrer eigenen Zeit. Jede Zeit trug so zum ständig sich entfaltenden Gottes-, Menschen- und Weltbild bei.

Jüdische und christliche Bibel müssen also als gedeutete Welt, gedeutete Geschichte und gedeutetes Menschsein gelesen werden. Das „Sprechen“ Gottes, seine Selbstoffenbarung durch die Schrift, ist durch Menschen vermittelt:

- durch die weitererzählten Urmythen, die die Grundbedingungen der menschlichen Existenz - Ursprung, Freiheit, Schuld und Tod - einfühlsam zu deuten versuchten,
- durch Männer, die hellichtig durch prophetische Worte und Taten auf die Folgen menschlichen Fehlverhaltens aufmerksam machten,
- durch Vorbildgestalten, die ihr Leben in den Dienst dessen stellten, den sie als den Gott vor allem der Armen und Entrechteten verstanden,
- durch feiernde Menschen, die sich beim gemeinsamen Essen und an den Wendepunkten ihres Lebens in Liedern und Erzählungen erinnerten: an Rettung aus ausweglosen Situationen, aber auch an Erfahrungen von Liebe und Gemeinschaft,
- durch kluge und erfahrene Gesetzgeber, die durch Vorschriften und Gebote in den Gefahren und Herausforderungen des Nomadendaseins ein gesundes und sinnvolles Leben ermöglichten,
- durch Beter, die ihre Lebenserfahrungen in den Psalmen als Lob und Dank, aber auch als Anklage und Auflehnung vor ihren Gott trugen, dem sie sich nah fühlten,
- und schließlich durch Jesus, der seine Verkündigung des Reiches Gottes so authentisch wie niemand sonst durch sein Leben und seinen Tod verbürgte.

In Religionsgemeinschaften, die sich auf ein solches Buch berufen, dürfte es eigentlich keinerlei Neigung zum Fundamentalismus geben. Das vereinfachende Missverständnis allerdings, menschliche Worte könnten objektive ewig gültige Aussagen über Gott machen, führt zwangsläufig zu Intoleranz. Denn vermeintlicher Besitz der absoluten Wahrheit ist Fundamentalismus. Leider hat sich auch die Kirche bis heute als anfällig erwiesen für die fundamentalistische Versuchung, die mit einem wortwörtlichen Bibelverständnis einhergeht.

### **Die Bibel - von Menschen geschrieben - „Wort Gottes“?**

Juden und Christen sehen ihre Bibel so, und - wie ich glaube - zu Recht.

Trotzdem ist es auch heute wichtig, nicht allzu unreflektiert und unkritisch von der Bibel als „Wort Gottes“ zu sprechen. Wer über ihren Entstehungsprozess im unklaren gelassen wird, versteht ihre Botschaft falsch. Die Kirche bringt an diesem Punkt den theologischen Begriff der Inspiration ins Spiel. Auch er ist missverständlich, wenn er naiv als direkte Einflüsterung Gottes verstanden wird. Vom Wort her allerdings hat Inspiration mit Geist (spiritus) zu tun. Die so unterschiedlichen Texte der Bibel - so glaubt die Kirche - müssen von geisterfüllten Menschen niedergeschrieben worden sein. Aus dem Geist, der nur von Gott kommen kann, deuteten sie ihr Leben und ihre Umwelt:

- Sinnerfahrungen ließen sie ahnen, dass es im Leben mehr gibt als alles,
- im Gefühl der Dankbarkeit erlebten sie, dass die wichtigsten Dinge im Leben geschenkt sind, vor allem das Leben selbst und die Liebe, die wir geben und die wir erhalten,
- ihr Verantwortungsgefühl ließ sie das Leben als Aufgabe begreifen,
- ihr Umgang mit der Freiheit ließ sie reifen durch eine wachsende Sensibilität für das rechte Handeln, aber auch durch die immer neue Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld.
- All diese Erfahrungen gaben ihnen die wachsende Gewissheit: Wir sind nicht allein. Es gibt ein Gegenüber, ein Du, dem wir am Herzen liegen, das sich mit uns verbindet - Jahwe, Gott.

Inspiration ist demnach die Umschreibung der Tatsache, dass sich an der Bibel ein Jahrtausende währender Prozess der Läuterung des Gottes- und Menschenbildes ablesen lässt, und zwar, ohne die Abgründe im Menschen und die brennenden Fragen an Gott zu verschweigen oder zu beschönigen.

### **Fazit:**

Die Bibel ist - sachlich betrachtet - Ergebnis menschlicher Gottsuche durch die Jahrhunderte hindurch. Sie ist Menschenwort. Erst wir selbst - die gläubigen Leser - entscheiden durch Annahme oder Verweigerung darüber, ob sie für uns zum Wort Gottes wird.

Wenn wir

- die Bibel ernstnehmen in ihrer menschlichen Entstehungsweise,
- uns ansprechen lassen,
- unsere Fragen an sie zulassen,
- sie mit kritischem Blick lesen, der den Wandel des Denkens, der Gottesbilder und der Weltsicht nicht ausklammert, sondern berücksichtigt,

dann hören wir im Denken und in den Erklärungsversuchen der Menschen vor uns Gottes Wort, verschleiert oft und trotzdem deutlich und herausfordernd zum Glauben.

### **Schlussbemerkung**

Sowohl die Anstöße des Konzils als auch die Bemühungen der Exegese und der historisch kritischen Methode sind nie wirklich bis in die Gemeinden vorgedrungen. Sie sind faktisch ein Spezialwissen der Theologen geblieben, das den Christen vorenthalten wurde, angeblich, um sie nicht zu verunsichern. Das ist nicht nur ein Verstoß gegen die Würde mündiger Gemeindechristen. Eine solch schwerwiegende Unterlassung versperrt den Christen den sachgerechten Zugang zur Bibel und macht deren Botschaft unglaubwürdig für moderne Menschen.

## WÜNSCHE

Ach, dass ich, wenn's drauf ankommt,  
im Gegner den Bruder,  
im Unangenehmen den Bedürftigen,  
im Prahlhans den einst Gedeemütigten,  
im heute Feigen den morgen Mutigen,  
im Mitläufer den morgen Geopferten  
erkennen könnte!

Leicht ist das nicht.  
Es bräuchte, o Gott, die Gegenwart Deines Geistes!  
Und wie schaffe ich, der Ängstliche, es,  
im Lauten den Leisetreter,  
im Arroganten den Angsthassen,  
im Behaupter den Ignoranten,  
im Auftrumpfer den Anpasser  
zu entlarven?  
Auch das gehört zur Liebe, wie Jesus sie lebte.  
*(Von Kurt Marti, gekürzt)*

"Wer liebt, gibt niemals jemanden auf, in allem vertraut er und hofft er für ihn: Alles erträgt er mit großer Geduld!"

1 Kor 13, 7

## Kirche und Amt

Zweiter Teil des Papiers der niederländischen Dominikaner

### 3. Eucharistie

Die Feier der „Eucharistie“ ist reich an Bedeutungen. „Eucharistie“ meint „Danksagung“. In der Eucharistie sagen wir Dank für die Schöpfung, für unser Leben, für die befreiende Erinnerung an Israel und an Jesus. Zugleich wird darum gebetet, dass uns Gottes erschaffende und befreiende Kraft weiterträgt, inspiriert, dass sie uns Flügel verleiht, durch uns auch der Welt zugute kommt. Beim Teilen von Brot und Wein kommen in der Eucharistie Beten und Handeln zusammen; dieses Beten kann verschiedene Formen annehmen. Von alters her kennen wir die Einsetzungsworte in verschiedenen Versionen. Es sind also keine magischen Worte und sie dürfen, wie alte Texte zeigen, sogar fehlen.

## **Sakrament**

Wer die Eucharistie verstehen will, muss von dem ausgehen, was beim Feiern der Eucharistie geschieht. Diese „Danksagung“ hat die Form einer gemeinsamen (rituellen) Mahlzeit, und das begleitende Gebet gibt das Besondere dieser Mahlzeit an. Wir essen nicht ausführlich miteinander, sondern in einer Geste „ballen“ wir sozusagen das „zusammen“ [„sym-bolisieren“ wir also], worum es in dieser Mahlzeit geht. In den westlichen Sprachen haben sich die Worte „Sakrament“ und „Symbol“ zu weit voneinander entfernt.

## **Teilen**

Die Eucharistie ist nicht unser „Besitz“. Im Teilen von Brot und Wein erkennt die gläubige Gemeinschaft wieder, worum es in der Thora (der jüdischen Tradition) geht, und wie dieses Teilen in Jesus Gestalt gewonnen hat; in dieser gemeinsamen Mahlzeit steht das Teilen zentral. So bringen wir in der Feier der Eucharistie unser Vertrauen zum Ausdruck; wir begehen und feiern, dass das Leben zutiefst ein Teilen ist; wir bekunden uns gegenseitig und der ganzen Welt unser Vertrauen darauf, dass Gott selbst sich uns mitteilen will, dass er uns vorbehaltlos annimmt und wir in der Nachfolge Gottes uns selbst weggeben wollen.

Das hat uns Jesus von Nazaret vorgelebt und vorgemacht, da er sein Leben bis hin zum Kreuz weggegeben hat. Dieses grenzenlose Teilen ist befreiend: Es macht uns frei von fesselnden Banden, vom Bösen und von unseren Verfehlungen, von „Sünden“ und von einer Vergangenheit, die uns niederdrückt. Es gibt uns gegenüber der immer unsicheren Zukunft das Versprechen, dass wir auch dann auf den Gott vertrauen dürfen, der die Liebe ist. [...]

## **Mahlzeit für den Weg**

Die Eucharistie vereinigt Menschen um Jesus, um ein Opfer also, das sich weigerte, andere zu Opfern zu machen. Für den Gang unseres Lebens ist sie eine Mahlzeit für unterwegs. Sie rundet die Einswerdung aller Menschen oder aller Christen nicht ab, ist also noch nicht der Augenblick, an dem Gott alles in allem sein wird, denn wir sind noch unterwegs, und Menschen verschiedenster Art können sich dabei anschließen, solange sie den Sinn dieses Rituals teilen. Die Mahlgemeinschaft ist also auch für Menschen aus anderen gläubigen Traditionen offen, zugleich werden wir in und durch diese Feier zu einer Gemeinschaft. Diese Gemeinsamkeit nimmt vorweg, was die Bibel „Reich Gottes“ nennt; sie antizipiert „den neuen Himmel und die neue Erde“, in der Gott alles in allem sein wird.

## **Opfer**

Die Regelungen der Instruktion [gemeint ist die Instruktion „Redemptionis Sacramentum“ - das Sakrament der Erlösung vom 25. 3.2004] sind darauf ausgerichtet, so weit wie möglich alles auszuschließen, was den Eindruck erwecken könnte, dass die Eucharistie die Form einer Mahlzeit hat. Was aber das „Opfer“ der Eucharistie meint, belässt die Instruktion im Unklaren. Wir meinen, dass die Selbsthingabe Jesu in seinem Leben und Tod ein „Opfer“ genannt werden kann. Dieses Opfer wird hier vergegenwärtigt und die Anwesenden schließen sich diesem Opfer an; das ist mit den Worten von Teilen und Selbsthingabe gemeint.

Die Vorliebe der Instruktion für das Wort „Opfer“ hängt mit ihrer einseitigen Betonung des vertikalen Charakters der Eucharistie zusammen. Dabei wird ein Bild aus der antiken Philosophie vorausgesetzt: Durch den priesterlichen Vorsteher, der Jesus repräsentiert, steigt alles Gute stufenweise von oben auf die Menschen nieder. Diesem herabsteigenden Geschehen entsprechen die Gläubigen mit einem stufenweisen, durch Vermittlung des Vorstehers aufsteigenden Geschehen, das dann „Opfer“ genannt wird.

Bei diesem Bild legt sich eine Amtsauffassung nahe, in der der Vorsteher zwar „Diener“ genannt, faktisch aber genau eine Stufe höher als seine Mitgläubigen gestellt und so mit einer Macht über sie umkleidet wird. Obwohl man mit dem Munde behauptet, die Eucharistie sei der Mittelpunkt der kirchlichen Liturgie, wird die Feier der Liturgie vom Vorsteher abhängig gemacht und das Weihesakrament faktisch zum wichtigsten Element.

In unserem Eucharistieverständnis ist diese Feier ein brüderliches und schwesterliches Teilen von Brot und Wein, bei dem Jesus in unserer Mitte ist.

#### **4. Vorsteher/innen in der Kirche**

Für jede Kirchengemeinschaft ist das Amt des Vorstehers eine der unverzichtbaren Funktionen, will man die Geschichte von Jesus in der Gemeinschaft lebendig erhalten. Deshalb ist es von hoher Bedeutung. So wie eine Glaubensgemeinschaft das Recht hat, die Eucharistie als Sakrament der Einheit sowie der Verbundenheit miteinander und mit Christus zu feiern, hat sie auch ein Recht auf den Beistand von Amtsträgern als Schrittmachern und Inspiratoren, als evangelische Identifikationsfiguren.

Doch gibt es von einem biblischen und theologischen Standpunkt aus keine einzig mögliche und einzig verantwortbare Form der Amtsausübung. Auch eine Besinnung auf die Kirchengeschichte gibt uns an diesem Punkt keine eindeutigen Antworten auf die aktuellen Fragen des kirchlichen Amtes. Sie zeigt uns aber Alternativen, die zu denken geben.

#### **Phasen in der Geschichte**

Entsprechend den verschiedenen Kulturformen und Entwicklungen der Gesellschaften von Palästina, Kleinasien, Griechenland, Rom oder Ägypten hat die Ausübung des kirchlichen Amtes besonders im ersten Jahrtausend wechselnde Formen angenommen.

Auf Grund der Taufe haben in der jungen Kirche alle Glieder der kirchlichen Gemeinschaft den gleichen Rang: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal. 3,27 - 28). Mit ihren Talenten und Gaben („Charismen“) versehen alle Getauften innerhalb der Gemeinschaft von Gleichberechtigten ihren Dienst.

Im facettenreichen Leben der Glaubensgemeinschaften in der jungen Kirche gibt es natürlich Vorsteher/innen, Schrittmacher bei den missionierenden, katechetischen, prophetischen, liturgischen und den vielen anderen Aktivitäten, in denen Christen in gemeinsamer Verantwortlichkeit ihren Glauben zum Aufbau der Gemeinde einbringen. Das Funktionieren von Vorsteher/innen erfährt man als notwendig für den Aufbau der Kirche in der apostolischen Kontinuität und zur Erhaltung des apostolischen Erbes, nämlich des Evangeliums. Die Gemeinden selbst wählen und „rufen“ auf Grund erwiesener Leitungsqualitäten aus ihrer eigenen Mitte ihre/n Gemeindeführer/in. Papst Leo der Große (440 - 461) stellt fest: „Wer allen vorsteht, muss von allen gewählt werden.“ In der jungen Kirche werden diese Gemeindeführer von der Gemeinschaft in das Gesamt aller Dienste und Aktivitäten „eingearbeitet“, also „ordiniert“. Wie selbstverständlich übernehmen die Gemeindeführer auch in den Eucharistiefeiern den Vorsitz.

Nach der ersten Generation der Jesusjünger werden die Dienste in den verschiedenen Glaubensgemeinschaften allmählich gleichförmiger geregelt. Auch wächst das Bedürfnis, diese „Ordination“ von Vorstehern mit einem liturgischen Dienst einzurahmen. Die Handauflegung durch die Leiter von Nachbargemeinden bringt die Kollegialität zwischen den lokalen Kirchengemeinschaften zum Ausdruck.

#### **Zölibat**

Weder die Kirche des Ostens noch die Kirche des Westens denkt in den ersten zehn Jahrhunderten daran, den Zölibat, also die Ehelosigkeit, zur Bedingung für den Zugang zum Amt zu machen. Sowohl verheiratete als auch unverheiratete Männer sind als Amtsträger willkommen. [...]

Nachdem das Christentum im 4. Jahrhundert von der verfolgten Religion zur Staatsreligion wurde, übernimmt der Klerus immer mehr den Status von Autoritätsträgern. Was zuerst amtliche Diakonie, also eine dienende Funktion war, kam jetzt in Begriffen der Macht, als Weihevollmacht und als Rechtsbefugnis, zum Ausdruck. Der amtliche Dienst wird zur amtlichen Macht. Die Frage: „Wer kann eine Gemeinschaft leiten?“ verändert sich zur Frage: „Wer darf die Leitung innehaben?“ Die Kirche wird klerikalisiert. Die Gläubigen, ursprünglich vom Geist beseelte Glaubenssubjekte, werden jetzt Laien genannt und zu Objekten priesterlicher Seelsorge. Das Priestertum wird auf den Vorsitz in der Eucharistie, die Glaubensgemeinschaft auf eine liturgische Gemeinschaft reduziert.

Im Jahr 1139 ersetzt das Zweite Laterankonzil für Priester das seit Ende des 4. Jahrhunderts gültige Enthaltungsgesetz [ein liturgisches Gesetz, durch das der sexuelle Umgang in der Nacht vor der eucharistischen Kommunion verboten wurde] durch das Zölibatgesetz. Dieses Zölibatgesetz wird zum drastischen Mittel, um das trotz Sanktionen und trotz ökonomischer Strafen nur sehr bedingt befolgte Enthaltungsgesetz endlich durchzusetzen. Seitdem verhindert das Priestertum die Gültigkeit

einer Ehe, können nur unverheiratete Männer Priester werden und dürfen nur geweihte Priester die Eucharistie feiern. Der Codex nennt die Weihe ein ungültig machendes Eehindernis (Kanon 1087). Das Vierte Laterankonzil stellt 1215 nachdrücklich fest, dass nur gültig geweihte Priester die Konsekrationsworte aussprechen dürfen.

Seit dem 17. Jahrhundert wird das Priestertum Jesu nicht mehr in seiner Menschheit, sondern in seiner Gottheit begründet. Das hat zur Folge, dass auch das kirchliche Priestertum an der göttlichen Vollmacht teilhat. Priester werden nicht mehr von der Glaubensgemeinschaft ordiniert, um auf die Geschichte und die Nachfolge Jesu in der Gemeinschaft zu achten, sondern vom Bischof „geweiht“, damit sie die Eucharistie zelebrieren können. Die Kirche wird zu einer hierarchischen, von oben nach unten gerichteten Kirche, wie eine Pyramide geformt, mit der Spitze im Himmel, von wo aus Gottes Gnade durch die Hierarchie breit zur Basis strömt. Dies wurde oben im Kapitel „Was ist Kirche?“ näher dargelegt.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962 - 1965) verändert dieses Kirchenbild von Grund auf. Nach langer und intensiver Diskussion wird entschieden, dass in der vorgelegten Kirchenkonstitution dem Kapitel über die Hierarchie ein Kapitel über das Volk Gottes vorangeht. Darin wird von der Hierarchie festgelegt, dass sie im Dienst des Volkes Gottes steht. Die Pyramide wird also umgedreht.

### **Wie geht es weiter?**

Beim Umbruch des vorherrschenden Menschen- und Weltbildes, bei den gesellschaftlich-ökonomischen Verschiebungen und einer neuen sozial-kulturellen Sensibilität kann die historisch gewachsene Kirchenordnung durchaus dem widersprechen und das verhindern, was sie in früheren Zeiten gerade sicherstellen wollte, nämlich den Aufbau einer christlichen Gemeinschaft. Es ist zu fragen, ob und inwieweit Formen und Vorschriften, die einst verständlich, sinnvoll und also realistisch waren, in unserer Zeit immer noch sinnvoll und realistisch oder vielleicht kontraproduktiv sind.

Dabei denken wir besonders an das kirchliche Gesetz, das nur zölibatäre Männer zum Amt des Vorstehers zulässt, und an das Gesetz, das Frauen vom Amt einer Vorsteherin ausschließt. Historisch stehen am Ursprung dieser Gesetze eine veraltete Anthropologie und eine antike Auffassung von Sexualität. Es geht um kirchliche, also menschliche, nicht um göttliche Gesetze.

Papst Johannes XXIII. plädierte in seinem Aufruf zum Zweiten Vatikanischen Konzil für eine Kirche, die die Fenster zur heutigen Welt hin öffnet. Eine Kirche, die auf der Höhe der Zeit sein will, muss den Mut haben und sich die Freiheit nehmen, die Gesetze abzuschaffen, die an vielen Orten die Vitalität der Gemeinde und die Feier der Eucharistie in Schwierigkeiten bringen. [ ... ] Sind in unserer westlichen Gesellschaft Unverheiratete per se geeigneter als Verheiratete, um in einer Glaubensgemeinschaft den Vorsitz im Gottesdienst zu übernehmen? Und sind im Kulturrahmen des Westens Männer per se geeigneter als Frauen? Unsere Antwort und mit uns die Antwort sehr vieler Gläubiger auf beide Fragen lautet entschieden: „Nein!“

So gesehen ist der heutige Priestermangel realitätsfern und wirklich unnötig. Im Augenblick sind in vielen Pfarreien Männer und Frauen in ergreifender und inspirierender Weise als aktuelle Schrittmacher/innen und Inspirator/innen, als evangelische Identifikationsfiguren aktiv. Viele Mitglieder der Gemeinde würden ihnen gerne und voll Vertrauen als Gemeindeleitern/innen sowie für den Vorsitz bei ihren Gottesdiensten ihren Ort anweisen, sie also „ordinieren“. Dabei denken wir zunächst an die offiziell angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im pastoralen Dienst, aber auch an viele, die als „Freiwillige“ in einer Gemeinde mitarbeiten. Diese Frauen und Männer stehen mitten in überschaubaren Gemeinschaften, was für sie oft mehr als für die geweihten Priester gilt. Letztere sind zwar angestellt, um - oft in mehreren Pfarreien - in sakramentalen Feiern, vor allem in der Eucharistie den Vorsitz zu führen, aber zu ihrer eigenen Entmutigung und Frustration werden sie für die Kirchenbesucher unweigerlich und immer mehr zu Fremden.

### **Kriterien**

Welchen Kriterien müssen Vorsteher/innen im Gottesdienst entsprechen?

- Vorsteher/innen von örtlichen Gottesdiensten müssen vom Glauben tief durchdrungen sein. Dabei macht es keinen Unterschied ob es Männer oder Frauen, Homos oder Heteros, Verheiratete oder Unverheiratete sind. Entscheidend ist eine ansteckende Glaubenshaltung.

- Vorsteher/innen müssen ferner sachkundig sein, das heißt, im Umgang mit den Hl. Schriften und dem Material der christlichen Traditionen das notwendige Know-how besitzen, das sie zum Predigen befähigt.
- Vorsteher/innen sollten von der örtlichen Gemeinschaft auch auf ihre liturgische Kreativität hin beurteilt werden.
- Für Vorsteher/innen ist es schließlich wichtig, dass sie über ein gutes und flexibles Organisationstalent verfügen, damit für die möglichste Kontinuität im Geschehen der Gemeinschaft gesorgt ist.

## **Plädoyer**

Mit Nachdruck plädieren wir dafür, dass unsere kirchlichen Gemeinden - vor allem die Pfarreien - in der heutigen vom Mangel an zölibatären Priestern gezeichneten Notsituation in kreativer Weise ihre theologisch verantwortete Freiheit ergreifen und erlangen, indem sie aus ihrer Mitte ihre eigenen Gemeindeleiter/innen bzw. ein Team von Gemeindeleiter/innen wählen.

Auf Grund der vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausdrücklich festgestellten Vorrangsposition des „Volkes Gottes“ vor der Hierarchie ist von den Diözesanbischöfen zu erwarten, dass sie in gutem Einvernehmen diese Wahl durch ihre Handauflegung bestätigen.

Sollte ein Bischof diese Weihe oder Ordination mit Argumenten verweigern, die mit dem Wesen der Eucharistie nichts zu tun haben, dann dürfen die Pfarreien darauf vertrauen, dass sie dennoch echt und wahrhaftig Eucharistie feiern, wenn sie unter Gebet Brot und Wein teilen.

Wir plädieren dafür, dass die Pfarreien in dieser Angelegenheit mit mehr Selbstvertrauen und Mut handeln. [...] Es ist zu hoffen, dass die Bischöfe in dieser relativ neuen Praxis in Zukunft ihren Auftrag zum Dienst einlösen, indem sie die örtlichen Vorsteher/innen in ihrem Amt bestätigen.

Zum Schluss weisen wir noch einmal darauf hin, dass dieses Plädoyer auf Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie auf theologischer und pastoraltheologischer Fachliteratur beruht, die seit diesem Konzil in Büchern und Zeitschriften erschienen ist. [...]

## **„Wenn kein Mann predigt, so wäre es vonnöten, dass die Weiber predigten“ (Martin Luther 1522)**

*von Carola Ritter*

1958 wird Elisabeth Haseloff erste Pastorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Sinne des Gesetzes.

### **Ausnahme, nicht Regel!**

Die Ordination von Frauen in kirchliche Ämter ist in der Weltchristenheit bis heute die Ausnahme, nicht die Regel. Sie wird lediglich in Kirchen praktiziert, die etwa 15% der Christinnen und Christen weltweit repräsentieren, vorrangig Kirchen der reformatorischen Tradition sowie anglikanische und altkatholische Kirchen. Sie ist, von Ausnahmen abgesehen, zugleich ein im wesentlichen westliches, das heißt (west-)europäisches und nordamerikanisches Phänomen. Die Evangelisch-lutherische Kirche in Lettland hat sie kürzlich als vermeintlich unbiblisch und bekenntniswidrig wieder abgeschafft. Und sie ist ein junges Phänomen, das gesellschaftliche Rahmenbedingungen voraussetzt, die die Kirche nicht selbst geschaffen hat. Auch wenn es theologische Vorleistungen gab (siehe das Lutherzitat im Titel), wie die Bindung des kirchlichen Amtes an die Eignung des Amtsträgers und die Ablösung des Amtsverständnisses von der Sakramentenlehre sowie, zumindest teilweise, die Aufgabe der historisch betrachtet fiktionalen Idee von der apostolischen Sukzession und auch wenn die Spuren weiblicher Amtsträgerinnen sich bis in das Neue Testament hinein verfolgen lassen (Jüngerinnen Jesu, Prophetinnen in 1. Kor 11,5, Diakonin Phöbe in Rom 16,1, Apostelin Junia in Rom 16,7), gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen des Pastorinnenamtes, dass Frauen überhaupt studieren dürfen. Dies dürfen sie flächendeckend in Deutschland seit genau 100 Jahren: Im Wintersemester 1908/1909 durften sich Frauen erstmals in allen Ländern des Deutschen Reiches an Universitäten einschreiben.



Verkürzt gesagt: Ohne die Frauenbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die den Frauen neben dem Recht zu studieren auch das allgemeine Wahlrecht erkämpft hat, gäbe es heute wahrscheinlich auch keine Frauenordination.

### **Frauen und Kinder zuerst**

Die (Vor-)Geschichte der evangelischen Frauenordination setzt etwa zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein. Studentinnen, auch der Theologie, gab es gelegentlich auch schon vor der Einführung des allgemeinen Frauenstudiums. 1907 promovierte mit Carola Barth in Jena die erste Theologin. Frauen wurden seit 1928 in den unierten Kirchen auch zum ersten und zweiten kirchlichen Examen zugelassen. Aus dieser Zulassung folgte jedoch ausdrücklich nicht das Recht zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung.

Beides, das Recht zu predigen sowie das Recht, die Sakramente zu spenden, wurde für Frauen erst 14 Jahre später möglich - aber nicht als Folge einer (natürlichen) theologischen Entwicklung, sondern aus der Not des 2. Weltkrieges heraus. Beschränkt waren Frauen zunächst auf den Unterricht an Frauen und Kindern. Seit 1935 wurden Frauen zum besonderen Verkündigungsamt an Frauen und Kindern eingeseget - auf dem Kopf des Formulars fand sich der Begriff „Ordinationsurkunde“.

### **Der geborgte Talar**

Unter dem Eindruck des Krieges und durch die besondere Verfolgungssituation der Bekennenden Kirche beschloss die Synode der Bekennenden Kirche 1942 das Vikarinnengesetz. Dieses sah erstmalig vor, dass eine Vikarin ordiniert werden konnte. Auch ihr Dienst richtete sich vorrangig an Frauen, Kinder und Jugendliche. Im Notfall konnte sie auch innerhalb der Gemeinde vertretungsweise ein (Pfarr-)Amt übernehmen. Das Gesetz galt nur für unverheiratete Vikarinnen. Der Zwangszölibat feierte im Protestantismus eine kurzzeitige Renaissance.

Nach Kriegsende kehrten viele Pfarrer in ihre Pfarrstellen zurück - die dort tätigen „Pfarrvikarinnen“ (so der offizielle Terminus) mussten weichen. Die damalige Pfarrvikarin Elisabeth Hahn schreibt über diese Erfahrung:

„Kurz vor dem Kriegsende fand meine Arbeit ... ein schnelles Ende. Der Pfarrer, den ich vertrat, kehrte zurück und konnte seine Gemeinde wieder selbst übernehmen. Ich ließ ein Stück meines Herzens und viel von meiner Lebenskraft zurück.“

Elisabeth Haseloff, die 1942 in Münster über die Christologie der neutestamentlichen Abendmahlstexte promoviert hatte, verdankt dagegen ihre Ordination nach dem Gesetz letztlich auch (für sie und die Frauenordination) günstigen Umständen. Sie berichtet:

„Mein Amtsvorgänger kehrte nicht in den Dienst unserer Landeskirche zurück, der Kirchenvorstand beantragte meine Belassung im Pfarramt.“

Durch das Provisorium der Kriegszeit waren unversehens Tatsachen geschaffen worden, die in der Nachkriegszeit nicht einfach rückgängig gemacht werden konnten. Der geborgte Talar wurde nun nicht einfach mehr vom Pfarrherrn abgetragen, sondern blieb der Vikarin auf dem Leib. Männliche Pfarrer blieben als Folge des Krieges weiterhin knapp. Zusätzlich verschärfte die Situation zwischen Elbe und Oder, wo zum Pfarrermangel als Kriegsfolge noch das Problem der Abwanderung nach Westen hinzutrat. Pfarrvikarinnen verblieben hier deutlich häufiger auf den Pfarrstellen als im Westen.

Angesichts dieser Situation wurden in Berlin - und später in Potsdam - Vikarinnenseminare eingerichtet. In der Begründung der ersten Studienleiterin dieser Einrichtung heißt es:

„Der Studiengang ist abstrichlos der gleiche wie der des Amtsbruders, das kann und darf nicht anders sein. Wo ist eine Stelle, an der die Besinnung auf das Besondere des Vikarinnenamtes einsetzen kann?“

Der Charakter der Ausnahme des weiblichen Pfarrdienstes bleibt zunächst gewahrt, der voll und gleichwertig ausgebildeten Theologin wird weiterhin eine Nische zugewiesen:

„Auch wo die Pfarrvikarin ihren vollen Dienst in einer ... Gemeinde tut, wird es ... wohl immer so sein müssen, dass sie zwar einen festen Seelsorgebezirk neben den anderen Pfarrern der Gemeinde hat, aber stärker als die anderen ... vielleicht für die ganze Gemeinde etwa die Jugend- oder die Frauenarbeit zu führen hat und dafür andere Aufgaben ... den männlichen Amtsbrüdern überlässt.“

Diese Zurücksetzung drückte sich unter anderem in der (geringeren) Besoldung aus; bei Eheschließung endete das Dienstverhältnis, und die Pfarrvikarinnen nahmen nicht an den Pfarrkonventen teil.

### **Die normative Macht des Faktischen**

Dennoch: Mit der Ordination von Frauen zur Pfarrvikarin in Notzeiten war ein Faktum geschaffen worden, hinter das - trotz erheblicher Vorbehalte und Widerstände - nicht mehr zurückgegangen werden konnte. Für viele Jahre blieb es freilich bei dem „besonderen“ Amt der Frau mit rechtlichen Beschränkungen, wie schlechterer Bezahlung und Verdrängung aus dem Berufsleben bei Heirat. In den ostdeutschen Landeskirchen gab es gegenüber den westlichen Landeskirchen von Anfang an einen Frauenvorsprung, wenn auch mehr aus Not denn aus Einsicht. In einem Gesetzentwurf der unierten evangelischen Gliedkirchen taucht dann im Juli 1962 der Begriff der „Pastorin“ auf, der schließlich den - herabsetzenden - Begriff der Pfarrvikarin ersetzt.

### **Vatikan: Exkommunikation bei Frauenordination**

Die Glaubenskongregation hat (...) ein Allgemeines Dekret erlassen zum Thema „Frauenordination“. In dem im „L'Osservatore Romano“ veröffentlichten Text wird betont, dass alle, die versuchen, Frauen zu Priesterinnen zu weihen, automatisch exkommuniziert sind. Dasselbe gelte für die Frauen, die sich an der Weihe beteiligen.

Die Kongregation für die Glaubenslehre möchte mit diesem Dekret „die Natur und die Gültigkeit des Sakraments der Weihe schützen“, so der Text, der auf Latein und Italienisch veröffentlicht wurde. Das Dokument trägt den lateinischen Titel „Decretum generale de delicto attentatae sacrae ordinationis mulieris“; es wurde bereits am 19. Dezember letzten Jahres von der Kongregation beschlossen. Von der Exkommunikation seien auch Gläubige betroffen, die den mit Rom unierten Kirchen angehören.

Der Sekretär der Glaubenskongregation, Erzbischof Angelo Amato, hält das neue Dokument aus seinem Haus für notwendig, weil ... „in einigen Regionen der Welt wieder so genannte Frauenordinationen stattgefunden haben. Des weiteren handelt es sich auch um eine Hilfe für Bischöfe, damit alle Oberhirten eine gemeinsame Antwort zu diesem Thema geben können.“

Zur Gültigkeit einer Priesterweihe für Frauen sagt Amato: „Sie sind von vornherein ungültig“ - und das bedeutet, dass sie nichtig sind. Es handelt sich nämlich nicht um „Ordinationen“ im eigentlichen Sinn. Denn die kanonische Richtlinie der Kirche besagt, dass „die heilige Weihe nur für einen getauften Mann gültig ist“(Can. 1024).

Die Kirche fühle sich nicht berechtigt, den Willen ihres Stifters Jesu Christi zu ändern, so Amato weiter, auch wenn das nicht der Sichtweise anderer christlicher Konfessionen entspricht.

„Das ist aber nicht nur in diesem Fall so. Jedenfalls befindet sich die katholische Kirche in guter Gesellschaft, wenn man sieht, dass die altorientalischen Kirchen und die orthodoxen Kirchen dieselbe Praxis beibehalten wie die katholische Kirche. Einige aus der Reformation hervorgegangene kirchliche Gemeinschaften haben mit einer zweitausend Jahre alten Tradition gebrochen.“

So hört sich das im lateinischen Wortlaut an:

Congregatio Pro Doctrina Fidei Decretum generale:  
De delicto attentatae sacrae ordinationis mulieris

Congregatio pro Doctrina Fidei (...) diei 19 Decembris 2007, decrevit:

Firmo praescripto can. 1378 Codicis Iuris Canonici, tum quicumque sacrum ordinem mulieri conferre, tum mulier quae sacrum ordinem recipere attentaverit, in excommunicationem latae sententiae Sedi Apostolicae reservatam incurrit.

Hoc decretum cum in L'Osservatore Romano evulgabitur, statim vigere incipiet.

## **Sponsorenlauf „Wandern für die andern“**

*von Heike Kirstein*

Am Freitag, dem 30.05.2008, fand nach 2002, 2004 und 2006 der vierte Sponsorenlauf am Josef-Albers-Gymnasium (JAG) Bottrop statt, an dem alle Albers-Schüler teilnahmen. Der Erlös ist zu 80% für das Projekt „Straßenkinder in Recife/Brasilien“ bestimmt, das das JAG bereits seit 1997 durch unterschiedliche Aktionen unterstützt. Mit Hilfe der verbleibenden 20% des Erlöses soll Albers-Schülern, deren Eltern die Kosten für schulische Veranstaltungen wie Wandertage und Klassenfahrten nicht tragen können, die Teilnahme an solchen Veranstaltungen ermöglicht werden.

Wir sind begeistert über den tollen Einsatz der Schüler beim Sponsorenlauf. Sowohl bei der Sponsorensuche als auch beim Wandern zeigten sie enormes Engagement, das mit einem großartigen Endergebnis von 37.075,09 belohnt wurde.

Einzelne besonders aktive Schüler benötigten bis zu vier Wanderpässe, um alle Sponsoren (teilweise mehr als 30) eintragen zu können und konnten mehrere 100 Euro (!) an Spendengeldern erwandern. Viele angesprochene Sponsoren - insbesondere auch aus der Bottroper Geschäftswelt - zeigten sich sehr spendierfreudig.

(...)

Ein solch großes Unternehmen ist nur durchführbar, wenn alle Beteiligten an einem Strang ziehen und sich gegenseitig unterstützen. Wir finden, dass Schüler, Eltern und Lehrer des Josef-Albers-Gymnasiums gemeinsam eine interessante und erfolgreiche Aktion durchgeführt haben. Weiter so!

## **FK-Termine**

### **Ständiger Arbeitskreis**

21. 9.2008 Gasthaus, Recklinghausen  
19.10.2008 St. Antonius, Dorsten  
23.11.2008 Hl. Kreuz, Münster  
18. 1.2008 Gasthaus, Recklinghausen

• • • •

### **Regionalkreis Münster**

Der Kreis trifft sich in privatem Rahmen zu Gesprächen und in größeren Abständen zum Gottesdienst. Wir befassen uns mit Themen aus Theologie, Kirche und Gesellschaft. In der nächsten Sitzung geht es um das Papier der niederländischen Dominikaner „Kirche und Amt“, 2. Teil.

Wir legen immer nur einen Termin im Voraus fest. Wenn Sie dazukommen möchten, rufen Sie an!

Kontaktpersonen:

Johannes Becker: Telefon (0 25 33) 677  
E-Mail: E.Jo.Becker@t-online.de

Ludwig Wilmes: Telefon (0 25 36) 1408  
E-Mail: wilmes-fk@t-online.de

• • • •

### **Einkehrtage des Freckenhorster Kreises**

Leitung: Pfarrerin Erika Schweizer (s. S. 29)  
Zeit: 5.-7. Januar 2009  
Ort: LVHS Freckenhorst (Einladung folgt)

## Jahrestagung 2008

Die Jahrestagung 2008 zum Jahresthema Globalisierung findet statt am 2. und 3. Oktober in der Landvolkshochschule Freckenhorst. Alles weitere folgt.

### Ein Termin fürs nächste Jahr!!!

Am 16. April des nächsten Jahres feiert der Freckenhorster Kreis ab 10.00 Uhr sein 40-jähriges Bestehen - natürlich in Freckenhorst. Bitte merken Sie sich den termin in Ihrem Kalender vor! Genaueres erfahren Sie rechtzeitig. [www.freckenhorster-kreis.de](http://www.freckenhorster-kreis.de)

## Warum hat Gott die Welt erschaffen? Teil 2

*von Gerhard Dabrowski*

### 5.

„Die Frage nach der wahren Gotteserkenntnis wird in den heiligen Schriften der Juden und Christen anders als in der griechischen Philosophie beantwortet, und diese Antwort ist auch nicht schlechthin identisch mit dem, was der Katechismus sagt. ‚Dem Schwachen und Armen verhalf er zum Recht. Heißt nicht das, mich wirklich erkennen? - Spruch des Herrn` (Jer 22,16) ... Der Erweis der Gotteserkenntnis ist erst dann erbracht, wenn kein Unrecht mehr geschieht. Es gibt keine Gotteserkenntnis ohne die gelebte Praxis. ‚Jahwe erkennen‘ heißt ihn anerkennen, meint das richtige Verhalten zu ihm und seinem Bund. Kurz: Gotteserkenntnis und das Tun der Gerechtigkeit gehören zusammen. Nur im Vollzug ereignet sich der Glaube und seine Wahrheit.“

Der in diesem Text von Heinz Missalla vertretene Standpunkt ist dem von Walter Simonis ähnlich. Der Mensch erkennt Gott auf dem Weg der Liebe, der praktischen Liebe. „Es gibt keine Gotteserkenntnis ohne die gelebte Praxis“, sagt Heinz Missalla. Ein für mich entscheidender Satz, weil er es überflüssig macht, von Glaubensautoritäten Hinweise, vorgebliche Wahrheitsaussagen oder sogar Vorschriften darüber zu akzeptieren, wie ich mir Gott vorzustellen habe.

Es käme nun darauf an, über „gelebte Praxis“ zu reflektieren. Im Bereich der religiösen Bekenntnisse ist eine solche Praxis auf vielen Gebieten vorstellbar: in Glaubensfragen, bei der Frömmigkeit, in der Heilsoversicht, im Vertrauen auf die Unzerstörbarkeit der Seele, in der Liebe. Eigenartigerweise gibt es nur einen einzigen der denkbaren Bereiche, bei dem die gelebte religiöse Praxis keine Auslegungsschwierigkeiten macht und deshalb auch kein Dissens aufkommen kann über das Richtig oder Falsch dieser Praxis: Es ist das Aktionsfeld der Liebe. Sie ist unmittelbar überzeugend, bedarf keiner Interpretation und nötigt nicht zu Beweisen von Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit. Sie ist da und hilft, stützt, packt an, tröstet, überwindet Gräben, macht neuen Mut. Da sie nichts behauptet, provoziert sie auch kein Warum. Selbst dann nicht, wenn wir sie auf Gott beziehen.

### 6.

Ist das schon die Antwort auf die Ausgangsfrage, die Frage nach dem Beweggrund für die Erschaffung der Welt? Hat Gott die Welt (besser: den Teil des Universums, der von denkenden und empfindsamen Wesen bewohnt ist) geschaffen, weil er die Menschen bereits liebte, ehe sie geschaffen waren? Nein, meine ich, denn die Analogie zwischen der Liebessituation des Menschen und derjenigen Gottes ist nur bei flüchtigem Hinsehen vorhanden. Liebesbeziehungen und -bezeugungen unter Menschen sind nur von mir zum Anderen oder umgekehrt möglich. Sie sind Ich-Du-Beziehungen. Liebe kann sich gar nicht anders manifestieren als in einem personalen Verhältnis. Und an diesem muss es zum Zeitpunkt der Schöpfung gefehlt haben. Gottes Liebe als Motiv für das Entstehen des Seins muss demnach anders gedacht werden als Liebe im menschlichen Sinn. Sie ist vielleicht vorstellbar als eine Grundeigenschaft Gottes, möglicherweise als das Sein Gottes schlechthin, das sich mit dem Schöpfungsakt in Bewegung gesetzt und ausgebreitet hat. Ähnlich der Vorstellung vom Urknall, durch den die Entstehung des Universums in Szene gesetzt wurde, mag sich die Liebe des Schöpfers im Zuge der Entwicklung seiner Schöpfung dem Menschen eingepflanzt und entfaltet haben. Ob eine solche Implantation durch evolutionstheoretische Erkenntnisse gestützt werden kann, muss dahingestellt bleiben. Vorstellbar ist sie, falls man auch den Urakt der Schöpfung als Hypothese akzeptiert.

Mit solchen Überlegungen wäre dann vereinbar, dass die göttliche Liebe, anders als die menschliche,

zu ihrem Entstehen ein Gegenüber weder brauchte noch braucht. Sie war und ist immer noch eine extendierende Liebe ohne Grenzen und Abschwächungen. Damit wird verständlich, was der große Mystiker Meister Eckehart von Menschen gesagt hat, die die Liebe Gottes ausstrahlen: „In der Liebe, die ein Mensch schenkt, gibt es keine Zwei, sondern (nur) Eins und Einung, und in der Liebe bin ich mehr Gott, als dass ich in mir selber bin.“

## 7.

Mit den bisherigen Überlegungen ist die Frage nach dem göttlichen Motiv für die Erschaffung der Welt nicht beantwortet. Wir können aus der in unserer Welt nachweisbaren Liebesexistenz nicht ableiten, ob Liebe der Antriebsmotor für den göttlichen Schöpfungsakt gewesen ist. Auch wenn man den Gedankenlinien von Hans Jonas folgt, wird man an keine Antwort auf die Warum-Frage der Schöpfung herangeführt. In seinen Betrachtungen Der Gottesbegriff nach Auschwitz finden wir das Folgende:

„Im Anfang, aus unerkennbarer Wahl, entschied der göttliche Grund des Seins, sich dem Zufall, dem Wagnis und der endlosen Mannigfaltigkeit des Werdens anheimzugeben. Und zwar gänzlich: Da sie einging in das Abenteurer von Raum und Zeit, hielt die Gottheit nichts von sich zurück; kein unergriffener und immuner Teil von ihr blieb, um die umwegige Ausformung ihres Schicksals in der Schöpfung von jenseits her zu lenken, zu berichtigen und letztlich zu garantieren. Auf dieser bedingungslosen Immanenz besteht der moderne Geist. Es ist sein Mut oder seine Verzweiflung, in jedem Fall seine bittere Ehrlichkeit, unser In-der-Welt-Sein ernst zu nehmen: die Welt als sich selber überlassen zu sehen, ihre Gesetze als keine Einmischung dulgend und die Strenge unserer Zugehörigkeit als durch keine außerweltliche Vorsehung gemildert.“

„Aus unerkennbarer Wahl“ ist deutlich. Die Motivfrage wird nicht von Jonas beantwortet. Allerdings geht es ihm an dieser Stelle um etwas anderes, nämlich um die abwesende Anwesenheit Gottes in der Schöpfung, um die Existenz und Weiterentwicklung des Lebens unter der Bedingung eigengesetzlichen Werdens. Die Schöpfungsliebe Gottes ist mit dem Werden der Schöpfung nicht erloschen. Gott hat sie lediglich gewissermaßen zurückgenommen und hat die liebende Verantwortung für seine Schöpfung an die Menschen (die er „nach seinem Bild“ schuf; Gen 1, 27) übergeben.

## 8.

Somit ist eine Art Fazit aus den vorstehenden Erwägungen: Warum Gott das Universum aus dem Nichts entstehen ließ, wissen wir nicht. Vielleicht wird es nie möglich sein, einen plausiblen Gedankengang als Antwort auf die Warum-Frage zu finden. In der Ob-Frage sind wir weiter. Für sie gibt es inzwischen genügend stringente Überlegungen, die in der Folgerung gipfeln: Es muss einen Schöpfer geben. Nicht nur das. Gott als Schöpfer der Welt hat in der Liebe auch eine nachweisbare Spur seines Seins hinterlassen. Sie deutet auf uns, die Menschen, und zeugt von seiner unbeschreiblichen Anwesenheit. Er ist mit dieser Liebe ein Teil unseres Selbst. Ebenso ist die Freiheit des Handelns ein Teil der menschlichen Natur. Die hieraus entstehende Seinsambivalenz mit milliardenfachen Akten unmenschlichen Handelns und gleichzeitigen milliardenfachen Akten der Liebe ist die Paradoxie unserer Existenz: Gott hat seine Schöpfung weder im Stich gelassen noch sich zu ihrer Aufwärtsentwicklung verpflichtet. Er hat das Potenzial zu Weiter- und Höherentwicklung der Schöpfung in uns hineingelegt. Wir sollten es nutzen und dadurch Gottes Schöpfungswillen bejahen.

## FK-Leserbrief

Lieber Herr Kerstiens,

nach dem Motto „Angriff ist die beste Verteidigung“ reagieren Sie auf meine Kritik an Moskovitz. Auf Ihre Replik möchte ich antworten: „Gut gebrüllt, Löwe“. Ich stelle nüchtern fest, dass Sie meiner Kritik an Moskovitz' globalem Vergleich der Haltung Israels mit den Verbrechen der Nazis zustimmen. Seine andere von mir kritisierte These, die Deutschen sollen nicht länger in Reue oder Scham angesichts der deutschen Verbrechen an den Juden verharren, übergehen Sie. Nur um diese beiden Aspekte ging es mir, wie mein Leserbrief in den FK-Informationen Nr. 129 bestätigt. Warum sagen Sie zum zweiten Punkt nichts? Stimmen Sie hier Moskovitz zu? Das wäre meiner Meinung nach für einen Vertreter der „politischen Theologie“ verhängnisvoll. Stimmen Sie auch der von mir kritisierten Überschrift zu seinem Artikel „Zum palästinensischen Bruderkrieg“ zu? Wenn schon „Krieg“, ist es nicht ein Krieg zwischen Israel und Palästina? Sie kritisieren mich für Aussagen, die von mir nicht angesprochen wurden.

Mir ging es nicht um die ganze verfahrenere Situation zwischen Israel und Palästina und zu den Stellungnahmen von Moskovitz dazu. Zur heutigen Situation und zu ihren Ursachen, die von Ihnen nicht genannt werden, gehören aus meiner Sicht: Sie sagen nichts zum Beschluss der UNO von 1947 mit der Zwei-Staaten-Lösung, die die Palästinenser und arabischen Staaten nicht anerkannten. Sie sagen nichts zum Krieg von 5 arabischen Staaten, begonnen am Tag nach der Proklamation des Staates Israel am 15. Mai 1948. Sie verschweigen, dass Israel in der Folgezeit in drei Kriege verwickelt wurde, ehe die erste Siedlung in den besetzten Gebieten errichtet wurde. (Wie der Friedensvertrag mit Ägypten und der Abzug aus Gaza bestätigen, müssen Siedlungen für Israel kein Hindernis sein für politische Lösungen). Sie verschweigen, dass es bis 1987, bis zum Ausbruch der ersten Intifada, nicht eine einzige Straßensperre im ganzen Land gab. Sie verschweigen, dass erst in der Folge von grausamen Attentaten auf die jüdische Zivilbevölkerung der Sperrwall als Schutzmaßnahme gebaut wurde (ihn gibt es auch zwischen Gaza und Ägypten. Warum?) mit der Folge, dass die Attentate in Israel fast ganz aufhörten. Sie verwechseln Ursache und Wirkungen. Sie nennen auch nicht die antiisraelische Politik des iranischen Präsidenten, der ständig die physische Existenz Israels in Frage stellt (für Sie nur Wortgeklingel?), wie dies auch die Charta der Hamas tut. Sie übergehen das jahrzehntelange Desinteresse der arabischen Staaten, die 1948 vertriebenen Palästinenser zu integrieren.

Nur der militärischen Stärke verdankt Israel mit dem einzigen demokratischen Staat im Nahen Osten seine Existenz 60 Jahre hindurch. Als Besatzungsmacht hat Israel Fehler gemacht und macht sie auch zur Zeit. Ich halte es jedoch für entscheidend, Israel nicht mit anderen Maßstäben als andere Staaten (mit Mauern, Grenzwällen, militärischer Besatzung u.a.) oder gar mit doppelten Standards zu beurteilen. Kurzum: Wie Sie kritisiere auch ich die israelische Siedlungspolitik und den Verlauf des Grenzzaunes sowie die gezielte Tötung von Terroristen und die damit verbundenen „Kollateralschäden“. Ich selbst und wir vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit „verwechseln“ das christlich-jüdische-Gespräch in keiner Weise mit „einer christlichen Unterstützung für Israels konkrete Politik“. Dies halte ich für eine böswillige Unterstellung, für die es keine Grundlage gibt. Diese Behauptung gehört in die von Ihnen kritisierte „Emotionalisierung“. Wer die Vertreter im christlich-jüdischen Gespräch kennt, weiß, dass Ihre Vermutung nicht stimmt.

Da eine „objektive“ Betrachtung der verfahrenen Situation im Nahen Osten nicht nur für Außenstehende, ganz zu schweigen für uns Deutsche, unmöglich ist, habe ich das von mir herausgegebene Bändchen mit Friedensstimmen aus Israel mit ausführlicher Einleitung 2002 veröffentlicht. Ebenso war ich in den vergangenen Jahren gemäß der Devise „audiatur et altera pars“ bemüht, in Paderborn über Israel/Palästina möglichst im Zweigespann referieren zu lassen - angefangen von Journalisten bis hin zu Avi Primor, dem ehemaligen Botschafter Israels in Deutschland, zusammen mit Abdulla Frangi, dem Generalbevollmächtigten Palästinas, und noch einmal mit Muhammed Shehade, dem Pressesprecher der Generaldelegation Palästinas. Vorschläge von uns wollen und brauchen sie nicht.

Mit Ihnen bin ich der Überzeugung, dass nur eine ernsthafte Friedensinitiative, „eine KSZE-ähnliche Konferenz aller Staaten im Nahen und Mittleren Osten“, aber unbedingt ergänzt um die Großmächte der Welt und Europa, auf Dauer Frieden im Nahen Osten bewirken kann, wenn die beiden Hauptbeteiligten zu Zugeständnissen an die je andere Seite bereit sind oder dazu gebracht werden können.

*Hubert Frankemölle, Paderborn*

## **FK-Buchempfehlung**

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass ihnen dieses Buch schon im letzten Heft begegnet ist. Die folgende Besprechung ist meine ganz persönliche Empfehlung.

*Angelika Wilmes*

Noch einmal:

### **Biotope der Ermutigung**

Klaus Hagedorn (Hrsg.)  
BIS-Verlag der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg

Dieses Buch vorzustellen erfordert den Mut zur Lücke: 46 Artikel füllen 639 Seiten. Was also auswählen? Ich habe mich von meinem persönlichen Interesse leiten lassen, habe vor der Lektüre die Artikel im Inhaltsverzeichnis angekreuzt, die mich ansprachen oder neugierig machten. Ich gebe es zu - eine „blinde“ und daher mehr als subjektive Auswahl, die in keiner Weise werten kann und will.

Der Anlass - 25 Jahre katholische Hochschulgemeinde Oldenburg - hat das Buch geprägt. Alle von mir ausgewählten Artikel - und sicher nicht nur sie - entfalten Aspekte von Gemeinde, Kirche und christlicher Praxis in der Welt von heute. „Basisbezogenheit, in der Glauben und Erfahrung ... zusammenkommen“, und „Verschränkung von lokaler und weltweiter Verantwortung“ (Zitat: Ottmar Fuchs, S. 74. 83) sind die Grundvoraussetzungen solcher Gemeindegarbeit.

Das Buch bearbeitet 8 Themenfelder

1. Pastoral an Hochschulen, 2. Haltungen und Hintergründe, 3. Menschen mit Rückgrat, 4. Kirche und Standpunkte, 5. Theologie und Optionen, 6. Zeichen und Bewegungen, 7. Liebe und Partnerschaft, 8. Aufbrüche und Lernerfahrungen

#### **1. Pastoral an Hochschulen**

Für Klaus Hagedorn, Seelsorger der Katholischen Hochschulgemeinde in Oldenburg, zu deren 25-jährigem Jubiläum dieses Buch erschienen ist, zeichnet sich eine Hochschulgemeinde aus durch solidarische, diakonische und nicht zuletzt kritische Zeitgenossenschaft, die im Licht der christlich-jüdischen Überlieferung die Frage nach Gerechtigkeit, Frieden und Menschenwürde stellt. Eine solche Zeitgenossenschaft beruht auf einer Grundhaltung des Zugewandtseins: auf Präsenz, Anteilnahme, Ausdauer und der Bereitschaft zur Verantwortung. Das bedeutet konkret: sich anrühren und ansprechen lassen von ungerechten Lebensverhältnissen nicht nur bei uns, sondern auch bei den „Fernen“. Schritte auf dem Weg zu einem „Leben in Fülle“, vor allem für die Benachteiligten, sollen gewagt werden.

Auch der Aufsatz von Norbert Mette kreist um dieses Thema: (Studenten)Gemeinden, an ihren Rändern offen, die auftreten als „Gewissen der Gesellschaft“, die in Kontrast stehen zur zunehmenden Ökonomisierung der Gesellschaft. Es gilt, dem wachsenden Gruppen- und Einzelegoismus nicht mit einer Wellness-Religion entgegenzukommen, sondern „so vernünftig wie möglich Rechenschaft“ abzulegen von dem Glauben an einen menschenfreundlichen Gott, der solidarisch ist mit den Opfern. Ein solch tragfähiges Gottesverständnis in Auseinandersetzung und Dialog zu erarbeiten - dazu muss Gemeinde, muss Hochschulgemeinde offene Gesprächsplattform sein.

#### **2. Haltungen und Hintergründe**

Immer wieder geht es in diesem Buch um die Gewichtung von Theologie und Diakonie innerhalb einer Gemeinde. Gerade die „diakonische und sozialpolitische Verantwortung der Kirche“ ermöglicht für Ottmar Fuchs erst „herausfordernd und provozierend“, dass Kirche und Getaufte überhaupt glauben können. Dabei hält er es für durchaus legitim, dass verschiedene Gemeinden entsprechend ihren unterschiedlichen Gaben und Charismen unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Die Unterschiedlichkeit von Gemeinden ergibt sich aus der Basisbezogenheit.

Der Artikel „Aus Fehlern lernen“ von Barbara Moschner steuert - angenehm sachlich - einen Gedanken aus der Schulwirklichkeit bei. Dabei berührt sie, ohne ihn ausdrücklich zu benennen, einen wunden

Punkt - bei der Kirche und bei uns Christen. Sie mahnt zum einen eine Fehlerkultur an, einen „subtile[n] Umgang mit Fehlern“, der die Fehler bewusst macht, ohne die Personen, die Fehler machen, zu beschämen. Erst dann wird es möglich, aus eigenen und fremden Fehlern zu lernen. „Intelligentes Fehlermachen ist nicht immer leicht“, formuliert Barbara Moschner paradox, und ich möchte hinzufügen, es gehören zwei Seiten dazu: der Fehlerkandidat, der seine Fehler akzeptieren kann, und sein Gegenüber, das ihn mit seinen Fehlern ernst nimmt.

#### **4. Kirche und Standpunkte**

Wer sich um Gemeinde, Kirche und christliche Praxis Gedanken macht, stößt unweigerlich auf die tiefgreifenden Brüche und Umbrüche, von denen die Kirchen wie die gesamte Gesellschaft unübersehbar betroffen sind. Hadwig Müller, die von sich sagt: „[Es] lockt mich persönlich das Neue mehr, als es mich schreckt“ (S. 290), macht sich angesichts dieser Situation Gedanken über das Phänomen des „Neuen“. Eine Erneuerung, die das Alte sichern und bewahren soll, bringt zwar Veränderungen, schmerzliche Einschnitte, führt aber nicht weiter. Sie will im Grunde das Neue erst gar nicht ankommen lassen.

Konkrete Beispiele eines produktiven Umgangs mit dem Neuen findet Hadwig Müller in der Gesprächsinitiative des französischen Episkopats „Proposer la foie“, „Den Glauben vorschlagen“. In den verwendeten Zitaten treten uns Amtsträger entgegen, die nicht belehren wollen, die sich vielmehr auf eine gemeinsamen Suche im Gespräch mit allen Getauften und mit der Gesellschaft einlassen wollen. Eine bescheidene Kirche, die nicht alles weiß, sondern die bekennt, nicht mehr zu verstehen als die Gesellschaft selber. Eine Kirche, die gerade wegen dieser Bescheidenheit gehört werden kann.

#### **5. Theologie und Optionen**

Die Anfrage an unsere Gottesvorstellung angesichts schreiender Ungerechtigkeit, ausufernder Gewalt, schlimmer Katastrophen stellt auf sehr persönliche Weise Heinz Missalla. „Warum [musste] mein Klassenkamerad als Luftwaffenhelfer neben mir sterben ... Warum [wurde] mein Freund auf Grund eines simplen Abzählvorgangs an die Ostfront abkommandiert ... und [ist] gleich in den Tod gefahren ... , während ich an der Westfront überlebt habe?“

Und doch zieht er das Fazit: Wie viele Fragen und Zweifel der Glaube an Gott auch aufwirft - ohne diesen Glauben bleiben Leere, Sinnlosigkeit, Absurdität. Glaube, verstanden und erfahren als Protest!

Dem unterschiedlichen Offenbarungs- und Erlösungsverständnis bei Juden und Christen geht Martha Zechmeister in ihrem Aufsatz „Memoria passionis“ nach. Sie stellt gravierende Unterschiede fest, versucht aber auch, die jüdische Kritik für ein vertieftes Erlösungsverständnis bei uns Christen fruchtbar zu machen. Dazu stellt sie 3 Thesen auf:

- „1. Die Endgültigkeit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist dann nicht erkannt, wenn diese Erkenntnis gegen die Wahrnehmung des Noch-nicht-Erlösten, des Unheilen immunisiert.
2. Die Endgültigkeit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist dann nicht erkannt, wenn sie nicht als Einweisung in messianische Praxis, als Einweisung in die Nachfolge Jesu erfasst wird.
3. Die Endgültigkeit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus ist dann nicht erkannt, wenn diese Erkenntnis nicht die drängende Erwartung Gottes als des rettenden Endes freisetzt.“

Die Botschaft der Erlösung „erschließt sich dort, wo den Christen aufgeht, dass auch - und gerade - sie noch etwas zu erwarten und zu befürchten haben.“

Die „Theologie der gekreuzigten Völker“, wie sie Jon Sobrino vertritt, stellen Giancarlo Collet und Martin Maier SJ vor. Diese Theologie geht von der Grundfeststellung aus, dass die Schöpfung Gottes durch Armut, Unterdrückung und Tod entsteht wird. Es geht um eine Theologie der Praxis der Barmherzigkeit, die dem Leiden in der Welt gerecht wird. Entsprechend der Gerichtsrede (Mt 25), in der sich Jesus mit den Leidenden identifiziert, ist es für Jon Sobrino nur konsequent, nicht nur vom gekreuzigten Christus zu sprechen, sondern auch von „gekreuzigten Völkern“. In ihnen sieht er das „Zeichen unserer Zeit“. Deshalb ist das Martyrium ein weiteres Kernthema seiner Theologie. Die letzten beiden Aspekte werden in dem Artikel von Martin Maier SJ weiter ausgeführt.



## 6. Zeichen und Bewegungen

August Heuser gelingt mit seinem Porträt des Künstlers und „Bildtheologen“ Roland Peter Litzenburger eine eindringliche Zusammenfassung der theologisch-pastoralen Aussagen dieses Buches. Bildwerk und Leben dieses Künstlers spiegeln eindringlich wider, was eine christliche Lebenspraxis ausmacht, die sich angesichts der unheilvollen zerstörerischen Seiten in uns und in unserer Wirklichkeit nicht auf fromme Innerlichkeit oder sakrale Feierlichkeit zurückzieht. Litzenburgers Arbeiten entstanden zwischen 1950 und 1984. Damals waren sie den Kirchenleuten nicht fromm genug, zu aufsässig. Die Unkirchlichen stießen sich an der fast ausschließlich religiösen Thematik. Ihnen war sein Werk zu fromm. So saß er „zwischen allen Stühlen“ - sowohl im deutschen Katholizismus als auch in kunstinteressierten Kreisen.

„Aus der Haltung eines Dissidenten entwickelte Litzenburger konsequent sein Christusbild als das Christusbild der Armen, Leidenden und Verletzten.“ Seine Stärke war es, in der damaligen Zeit „überhaupt wahrzunehmen, was es an Unversöhntem gibt“. Mit seiner bewusst einseitigen christlich motivierten Option für die Leidenden und Rechtlosen geriet er in Konflikt mit der lehramtlichen Theologie. Heuser dagegen sieht in dieser „Befreiung des Christusbildes aus dem Kontext des Andachtsbildes“ und in dessen „Einbindung in den Kontext des Sozialen und Politischen eine der großen künstlerischen Leistungen Litzenburgers“.

Wie gesagt: Meine Auswahl ist persönlich gefärbt und einigermaßen willkürlich. Ich bin jedoch sicher: Alle, die das Buch lesen, werden auch in den übrigen Artikeln auf interessante neue Sichtweisen stoßen.

• • • •

Der Freckenhorster Kreis ist in den 40 Jahren seines Bestehens ein katholischer Kreis geblieben, obwohl ihm die Ökumene ein wichtiges Anliegen ist. Vielleicht ist es an der Zeit, die Themen, die Christen heute beschäftigen, gemeinsam anzugehen und das auch nach außen hin sichtbar zu machen. Die Einkehrtage mit Frau Erika Schweizer als evangelischer Pfarrerin könnten ein erster Schritt auf einem solchen Weg sein.

### Einkehrtage des Freckenhorster Kreises 2009

Denken und Mystik, Mystik und Politik bei Simone Weil

Wir wollen uns in diesen Tagen mit Gedanken von Simone Weil beschäftigen.

Die französische Philosophin und Mystikerin Simone Weil (1909-1943), deren 100. Geburtstag am 3. Februar 2009 ansteht, hat sich zeitlebens intensiv, konstruktiv und kritisch mit dem christlichen Glauben und der katholischen Kirche auseinandergesetzt. Ihre Gedanken sind von außerordentlicher Tiefe und darum geeignet, mit ihnen meditativ-aufmerksam umzugehen. Denken und Mystik, Mystik und Politik, die Universalität des christlichen Glaubens und seine Bedeutung für das alltägliche Leben sind Simone Weils Anliegen. Dabei ist die redliche Wahrheitssuche der Herzschlag ihrer Spiritualität. „Christus liebt es, dass man ihm die Wahrheit vorzieht, denn ehe er Christus ist, ist er die Wahrheit. Wendet man sich von ihm ab, um der Wahrheit nachzugehen, so wird man keine weite Strecke wandern, um in seine Arme zu stürzen.“

Ich freue mich sehr darauf, miteinander durch Gedanken von Simone Weil die eigene, innere Bewegung des Glaubens zu vertiefen, in Stille, Gespräch, und Meditation.

*Pfarrerin Dr. Erika Schweizer*

## Reinhold Stecher, em. Bischof von Innsbruck, an Prof. Medard Kehl

Sehr geehrter Herr Professor!

Für Ihren Artikel in den Stimmen der Zeit „Reizwort Gemeindezusammenlegung“ möchte ich Ihnen herzlich danken. Vor allem auch für den theologischen Hintergrund der „Kirche vor Ort“, von dem man sonst nicht viel hört. Mir ist das „Reizwort“ in den letzten Jahren sehr vertraut geworden. Ich bin als Bischof nunmehr zehn Jahre im Ruhestand, und meine Hauptaufgabe wurden Exerzitien und Einkehrtage. (...) In diesen leiseren Begegnungen habe ich die Probleme der Kirche mehr von der Innenseite kennengelernt, in persönlichen Gesprächen wie in den immer wieder gewünschten gemeinsamen Ausspracheabenden. Das sich mir eröffnende Bild ist überall das gleiche: (...) [Ich] musste ... feststellen, dass Rom und die Hierarchie als motivierende Kraft immer schwächer werden. Es öffnet sich hier die Kluft einer emotionalen Entfremdung, die mir Sorge macht, weil ich emotionale Entfremdungen für schwerwiegender halte als den einen oder anderen aktuellen Streit. Diese Entfremdung ist natürlich je nach der Persönlichkeit des Bischofs verschärft oder gemildert, aber sie ist da.

Es gibt viele Hintergründe für diese Entfremdung. Einer liegt sicher darin, dass Rom konsequent die Ernennung von Bischöfen, die vom überwiegenden Vertrauen ihrer Mitbrüder und des Volkes getragen sind, ablehnt. (...) Man tendiert mehr zum Statthalter statt zum Hirten. Damit ist aber notwendigerweise verbunden, dass immer weniger Bischöfe aus der Erfahrung der kleinen, alltäglichen Seelsorge kommen. (...) Der Stand der Seelsorgspriester ist in der Hierarchie weitgehend nicht mehr präsent, in der höchsten am allerwenigsten.

Ein anderer Grund sind Vorgaben der Leitung, die an der Basis nicht akzeptiert wurden. Mir ist nie ein Seelsorgspriester begegnet, der „Humanae vitae“ für richtig hält und verteidigt. Kardinal König, mit dem ich sehr befreundet war, hat mir gesagt, dass Paul VI. ihm auf seine Frage persönlich geantwortet habe, er habe diesen Passus in Humanae Vitae doch nicht so ernst genommen“. Gerade diese Lehre wurde aber in einer Geheimanweisung an die Nuntien zur eigentlichen Qualitätsprobe für das Bischofsamt unter Johannes Paul II. erhoben. Für die Seelsorger an der Basis ist diese Lehre nie begründbar und akzeptabel gewesen. Ich weiß in der Kirchengeschichte nicht viele Beispiele einer perfekteren „doctrina non acceptata“.

Ein anderer Grund, in dem die Seelsorger an der Basis mit der offiziellen Linie der Kirche nicht übereinstimmen, ist der pastorale Umgang mit geschiedenen Wiederverheirateten ohne jede Rücksicht auf ihre religiöse Verfasstheit und Sehnsucht. De facto wird dieses sakramentale Verbot nicht durchgeführt - aber eben auf Kosten einer inneren Gemeinsamkeit mit Rom. In Deutschland ist ein weiterer Grund der ganze Vorgang mit der Schwangerschaftsberatung. (...)

Und nun ist ein weiterer Entfremdungsgrund das von Ihnen angeschlagene Thema der sogenannten Gemeindezusammenlegungen. Die Seelsorgspriester wurden zu diesen „Lösungen“ kaum gefragt - sie haben ja kein Podium, auf dem sie mit Gewicht auftreten könnten. Die Priesterräte sind de facto und de jure belanglos. Pfarrergemeinschaften, die auf die Folgen dieses Systems offen hinweisen, werden ins häretische Abseits gedrängt (so in Österreich). Die Seelsorger - und gerade die, die den Zölibat als Dienst an der Sache Jesu gelebt haben und leben - verstehen das „sakramentale Austrocknen“ der Kirche nicht. Und wenn man dazu sagt, die Priester sollten eben anderes den Laien überlassen und sich auf das Sakramentale beschränken, dann wissen die erfahrenen Seelsorger, dass eben lebendige Sakramentalität in der Kirche den Aufbau menschlicher Beziehungen voraussetzt, dass z.B. die Krankensalbung [durch Laien, Red.] sehr oft der Schlusspunkt einer längeren Betreuung und einfühlsamer Gespräche ist und nicht einfach ein mechanischer Akt, bei dem ein Unbekannter [Priester, Red.] zu einem Unbekannten zu einer Geste und einem gemurmelten Wort gerufen wird. Genau das ist aber der Fall, wenn der Wirkungsbereich des Priesters den Aufbau menschlicher Bezüge praktisch verunmöglicht.

Ich habe als Bischof in meiner Diözese zusammen mit den Pfarrern alle Alten, Kranken, nicht Gehfähigen besucht. (...) In seelsorglichen Großräumen stirbt das. Und wer da glaubt, dies sei eine „quantité négligeable“, der täuscht sich. Krankenseelsorge - das wissen alle guten Pfarrer - ist Familien-, ja sogar Fernstehendenseelsorge. Auch der kirchenentfremdete Enkel ist damit einverstanden.

Ich habe in einem Dekanat während des Sommers bis in die Berghöfe hinauf alle Alten und Kranken besucht. Als ich dann im Herbst, in Zivil, eine Bergtour beim Brenner allein machen wollte und mit dem ersten Frühzug nach Süden fuhr, sind die Arbeiter mit den gelben Helmen, die in den Tunnels beschäftigt sind, in den noch dunklen Zug eingestiegen. Da hat mich einer in der Ecke entdeckt und hat gesagt: Sie waren bei meinem Großvater, und ein anderer ist gekommen und hat gesagt, dass ich bei seiner Mutter war. Und im Nu saß ich unter einer Menge Arbeiter, und wir haben uns über Gott und

die Welt unterhalten. Wenn ich noch so einen gescheiterten Sozialhirtenbrief schreibe, setzt sich deshalb kein einziger Arbeiter in der Bahn neben mich.

Und das sind die pastoralen Dimensionen, die die hohe Kirche nicht mehr kennt. Und deshalb verstehen die meisten Seelsorger ihre Kirche nicht mehr. Das menschliche Gesetz des Pflichtzölibats wird über den Heilsauftrag gestellt. Natürlich stimmt die Argumentation, dass der einigermaßen echt als Entfaltung gelebte Zölibat ein großes Geschenk an die Kirche ist. Aber nirgendwo gibt es in der Offenbarung einen Rückhalt für die Ansicht, dass das sakramentale Heil nur durch unverheiratete Hände weitergegeben werden darf. So höre ich es von Priestern, die ihr ganzes Leben den Zölibat treu gehalten haben. Die Praktiker der Seelsorge wissen, wie das mit den hochgejubelten „Großräumen“ in Wirklichkeit aussieht. Ich könnte unzählige Beispiele anführen, in denen die Übernahme derartiger Aufgaben als sinnlos empfunden wird (und Sinnlosigkeitserfahrungen sind der Hauptgrund für Stress und Berufskrisen).

Die derzeit an Priester in solchen Diensten gestellten Aufgaben erfordern in besonderer Weise hochqualifizierte, vitale und begabte Persönlichkeiten. Ich erlebe im Nachwuchs, bei Weihkandidaten und auch im Gespräch mit Ordensvorgesetzten und Regenten, dass dieser Typ heute eher selten wird. Es kommen sehr oft introvertierte, sehr angepasste und wenig initiative junge Menschen, manchmal auch mit superkonservativ-hochwürdig-abgehobener Prägung, die schon mit der Leitung überschaubarer Einheiten Schwierigkeiten haben. Das alles bestärkt in den Seelsorgern den Eindruck, dass die höchste Kirchenleitung an einem hohen Maß von Realitätsverlust leidet.

Das manchmal in theoretischen Überlegungen hingeworfene Wort, dass die flächendeckende Seelsorge eben passé sei, heißt in Wirklichkeit, dass die Kirche die Menschen verlässt. Und das dreht das Herz der Hirten um. Sie erleben, wie ihr Lebenswerk den Bach hinunter geht, wie es mir eben ein alter Pfarrer gesagt hat. Es ist irgendwo tragisch, dass diese schleichende Entpersonalisierung der Kirche ( die Zeit würde das Gegenteil verlangen ) einhergeht mit der maßlosen Überschätzung der Bedeutung von Groß-Events und Massenveranstaltungen, in die Geld und Energie aufwendig investiert werden und die niemals das verlorene Terrain an menschlich-erlebbaren und überschaubaren Strukturen ersetzen können. (...) Diese grundsätzlichen Probleme habe ich ziemlich ungeschminkt sowohl Johannes Paul II. als auch dem damaligen Kardinal Ratzinger gesagt.

(...)

Es gibt natürlich Gruppierungen, die mit all dem völlig einverstanden sind. Aber diese Gruppierungen, die als „movimenti“ bei jeder Gelegenheit gelobt werden, sind in Wirklichkeit in der Seelsorge wenig präsent. Sie leben sich, und ihren Priestern werden acht-, zehn- und fünfzehntausend Gläubige umfassende Großräume nie zugemutet. Sie sind in den römischen Dikasterien präsent, und irgendeine Kritik nach oben werden sie sich nie leisten.

Bei den letzten Jahrgangsexerzitien einer deutschen Großdiözese ist bei dem Besuch des Bischofs ( der sehr geschätzt wird ) der Sprecher der ganzen anwesenden Priesterschaft aufgetreten und hat gesagt: „Herr Bischof, Sie dürfen nicht nur die Anliegen Roms zu uns bringen, sie müssen heute vor allem auch unsere Anliegen nach Rom bringen.“ Das wird schwierig sein. Aber ich bete (mehr kann ein Altbischof nicht tun), dass der Herr meiner Kirche ein hörendes Herz schenke, wie es sich Salomon erbeten hat.

## **Zukunftsgespräch**

### **Eine Initiative des AK „Erneuerung der Kirche“ im Bund Neudeutschland**

Der AK „Erneuerung der Kirche“ in der Gemeinschaft Katholischer Männer und Frauen (KMF) im Bund Neudeutschland schlägt vor, ein „Zukunftsgespräch der Katholiken in Deutschland“ zu veranstalten. Der AK „ist der Meinung, die schwerwiegenden Probleme, die gegenwärtig die katholische Kirche in Deutschland bedrücken, sollten nicht allein den Bischöfen und ihren Generalvikariaten überlassen werden. Besser sei es, sie - anknüpfend an die guten Erfahrungen in der Würzburger Synode - in einer Zusammenkunft von Katholiken aus allen deutschen Bistümern zu diskutieren und gemeinsam nach Wegen in eine bessere Zukunft zu suchen. (...) Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken spricht er an als die federführende Organisation, die in Zusammenarbeit mit der Deutschen Bischofskonferenz ein solches Zukunftsgespräch auf den Weg bringen kann.“ (...)

„Wir haben unsere Hoffnungen in unserem Antrag (§. unten) an das Zentralkomitee [s.u.] in vier Aspekten entfaltet. Hier wiederholen wir nur unsere Überzeugung, dass es gelingen kann, in einer Kooperation aller die Resignation in der Kirche zu überwinden, ihre missionarischen Kräfte für die Verkündigung unter den Menschen unserer Zeit und in ihrer Sprache zu wecken, Engagement und Aktivität der Gläubigen zurückzugewinnen.“

*Hirschberg, Ausgabe Nr. 05, Mai 2008*

## **Initiative zu einem Zukunftsgespräch der Katholiken in Deutschland**

Der Text ist als Entwurf zu verstehen.

Die Vollversammlung des ZdK möge beschließen: „Die Vollversammlung beauftragt den Präsidenten des ZdK, zu einem Zukunftsgespräch der Katholiken in Deutschland einzuladen, das im kommenden Jahr beginnen soll.“

### **Begründung:**

Vor einigen Jahren hat der Sprecher der französischen Bischofskonferenz die Situation in diesem Gremium dahingehend beschrieben, dass man nicht die Kraft habe, langfristige Visionen und Ziele für die Entwicklung der französischen Kirche zu formulieren, sondern dass man nur „auf Sichtweite“ steuere.

Dieses Bild drängt sich uns auf, wenn wir auf die gegenwärtige Lage unserer katholischen Kirche in Deutschland blicken: Sie scheint „auf Sichtweite“ zu steuern, längerfristige Zielsetzungen, übergreifende gemeinsame Anliegen, Perspektiven sind nicht auszumachen; die Gläubigen wirken aus unterschiedlichen Gründen eher resigniert als freudig in die Zukunft blickend. Ein Zukunftsgespräch der deutschen Katholiken kann - so glauben wir - helfen, neue „Perspektiven“ zu gewinnen.

### **1. Wir beobachten,**

- dass die Zahl der Großgemeinden/Seelsorgeverbände, die in den letzten Jahren in allen Diözesen gebildet wurden oder deren Errichtung mit neuen Pastoralplänen vorbereitet wird, sich allein an der Zahl der Priester orientiert, die zur Leitung einer Großgemeinde in einer Diözese zur Verfügung stehen bzw. zur Verfügung stehen werden;
- dass diese fundamentale Umstrukturierung in der katholischen Kirche Deutschlands zu einer Aufhebung von zahlreichen, vielfach Jahrhunderte alten Gemeinden führt, zur Schließung von Kirchen und Gemeindezentren und letztlich zu deren Verkauf;
- dass damit viele Gläubige ihren religiösen Mittelpunkt verlieren und auf einen seelsorglichen Ort in der Region verwiesen werden.

Wir erhoffen uns, dass ein Zukunftsgespräch

- die Vielzahl der Gemeindeformen - von der Projektgemeinde, der Personalgemeinde bis zur herkömmlichen Territorialgemeinde - ins Blickfeld rückt und deutlich macht, dass sie alle eine Möglichkeit christlichen Gemeindelebens darstellen, allerdings für sich allein noch nicht Kirche sind, sondern dazu einer „Vernetzung“ bedürfen, in der sie selbst, aber auch Gruppen, Verbände, Klöster... „Knoten“ darstellen, sichtbar für Einzelne wie für die Gesellschaft;
- aufzeigt, wie Gemeindemitglieder an allen Aspekten des Gemeindelebens verantwortlich und gestaltend mitwirken können und dabei von ihren Bischöfen animiert, gefördert und unterstützt werden;
- bewusst macht, dass neben der Eucharistiefeier auch Wort-Gottes-Feiern zusammen mit einer Kommunionfeier eine würdige Zusammenkunft der Gemeinde an Sonntagen wie an Werktagen sind.

### **2. Wir beobachten,**

- dass die in den Diözesen in den letzten Jahren durchgeführten Synoden, Diözesanforen und ähnlichen Veranstaltungen zu selten zu neuen Ansätzen in der Seelsorge, kaum zu neuem Schwung und Aufbruch in den Gemeinden geführt haben;
- dass viele Beschlüsse der genannten Zusammenkünfte im Nachhinein von den Bischöfen nicht mitvollzogen wurden, was bei den Beteiligten, statt zu anhaltendem Engagement und weiterer Einsatzbereitschaft, zu Resignation und oft zu „innerer Emigration“ geführt hat und führt;

- dass die Aufhebung von Pfarrgemeinderäten - weil Gemeinden zusammengelegt werden oder weil die Räte nicht mehr ins Konzept der Diözesanleitung passen - in zu vielen Fällen den Rückzug bisheriger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in diesen Gremien zur Folge hat, selbst wenn sie nicht oder noch nicht unmittelbar betroffen sind.

Wir erhoffen uns, dass ein Zukunftsgespräch

- deutlich erkennen lässt, dass ein Engagement der Gläubigen für ihre Gemeinde nicht nur als Notlösung in priesterarmer Zeit zu verstehen ist, sondern dass es, da von Getauften und Gefirmten eingegangen, grundsätzlich auch institutionell abgesichert werden und bleiben muss und auf diese Weise die nötige Anerkennung, den nötigen Respekt erfährt;
- verstärkt sichtbar macht, dass Geschwisterlichkeit eine zentrale Haltung unseres christlichen Lebens ist und deshalb institutionell nicht die Beschneidung, sondern - in Anknüpfung an die Würzburger Synode - eine Erneuerung und Aufwertung synodaler Strukturen die Voraussetzung ist für ein waches Interesse und die Bereitschaft zur Mitarbeit der Gläubigen in der Gemeinde und über die Gemeindegrenzen hinaus;
- einen Weg weist zur Einsicht, dass unsere zukünftige Kirche unbedingt den Paradigmenwechsel vom Bild des „Hirten und seiner Herde“ zum Bild von der „Mitarbeit aller Getauften im Weinberg“ und von der Kirche als dem „pilgernden Gottesvolk in der Geschichte“ vollziehen muss;
- in diesem Zusammenhang auch einen Wandel des Priesterbildes diskutiert: weg von der Person, die auf Grund der Weihe sich wesentlich von anderen Getauften unterscheidet, hin zum Verständnis von einem Amt in der Gemeinde und für die Gemeinde, sei es als Zölibatär oder als Verheirateter, als vir probatus oder als Arbeiterpriester, vielleicht auch als Mann oder Frau, beauftragt, der Eucharistie vorzustehen und der Einheit in der Gemeinde und der Gemeinde mit dem Bischof [und] der Kirche zu dienen.
- mithilft, ein neues Bild von der Frau als Glied des Gottesvolkes, als Mitglied der Kirche zu entwerfen, das die Züge einer Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung mit dem Mann trägt, wo es um Verantwortung in der Gemeinde und darüber hinaus, um die Weitergabe des Glaubens, aber auch die Spendung von Sakramenten geht.

### **3. Wir beobachten,**

- dass die Bemühungen um eine lebendige Ökumene in unseren Gemeinden behindert werden und nicht selten in Resignation münden;
- dass sowohl verschärfende Aussagen der Glaubenskongregation in jüngster Zeit als auch Aktionen einzelner Bischöfe unsere evangelischen Schwestern und Brüder unnötig vor den Kopf stoßen.

Wir erhoffen uns von einem Zukunftsgespräch

- Offenheit für alle Christen in unserem Land, die niemanden ausschließt und damit ein Zeichen der Verbundenheit aller Getauften wird, welcher Glaubenstradition sie auch zugehören;
- eine neue Ernsthaftigkeit in der theologischen Auseinandersetzung mit anderen Glaubenstraditionen, wobei ihrer Andersheit immer mit dem gebührenden Respekt begegnet wird;
- den Aufweis von Beispielen des praktischen Zusammengehens „am Ort“ über die Konfessionsgrenzen hinweg, von Beispielen, die Lust machen, sie aufzugreifen, weil sie Geschwisterlichkeit verwirklichen, etwa indem evangelische und katholische Gemeinden ihre Kirchen gemeinsam nutzen und damit auch der Gesellschaft zeigen, wie Christen miteinander leben wollen.

### **4. Wir beobachten,**

- dass die Plausibilität der Glaubensinhalte bei den Gläubigen wie in der Gesellschaft schwindet, weil kirchliche Sprache nicht mehr an die Sprache heutiger Menschen anknüpft, die allzu oft mit traditioneller religiöser Begrifflichkeit nichts mehr verbinden können;

- dass kirchliche Aussagen, Verlautbarungen, Stellungnahmen deshalb nicht ernst genommen, oft gar nicht mehr angehört werden, weil die aktuellen Ergebnisse der Natur- und Sozialwissenschaften in der Theologie nicht breit diskutiert und aufgenommen und in der Verkündigung nicht aufgegriffen werden.

Wir erhoffen uns von einem Zukunftsgespräch,

- dass es eine neue religiöse Sprache entdeckt - auch für die Verkündigung -, die nicht von oben herab belehrt, sondern uns ernst nimmt, indem sie argumentiert, einlädt; die anknüpft an unsere Alltagserfahrungen, unsere Sorgen und Nöte, unsere Hoffnungen und Freuden;
- dass es sich bemüht, uns die Kernbegriffe unserer Glaubensinhalte - „Opfer“, „Auferstehung“, „Erlösung“, „Dreifaltigkeit“... - neu aufzuschließen und sie dabei in einen Kontext mit den Ergebnissen der Natur- und Sozialwissenschaften, mit unserer heutigen Welterfahrung stellt und somit unserem Glauben wieder zu Enthusiasmus verhilft;
- dass es die Ergebnisse der <Sinus-Studie> zum Anlass nimmt, neue Ideen und neue Wege zu suchen, alle Mitglieder unserer Gesellschaft anzusprechen und einzuladen, ohne sie vereinnahmen zu wollen, aber auch ohne den Anspruch aufzugeben, in dieser Gesellschaft mitzureden, weil wir überzeugt sind, ihr etwas anbieten zu können.

## **Über die Notwendigkeit und den Preis der naturwissenschaftlichen Sicht auf den Glauben**

*von Angelika Wilmes*

Es ist sicher sinnvoll, sich als Christ zu vergewissern, ob die eigenen Glaubensvorstellungen mit unserem modernen Weltbild vereinbar sind. Denn sonst lässt sich ein zweigleisiges Denken kaum vermeiden, das nicht nur den Glauben entwertet, sondern auch unserem Lebensentwurf seine Ernsthaftigkeit nimmt. Ein Glaube nur für die Sonntage und Wendepunkte im Leben ist im Grunde nicht viel mehr als Folklore oder äußerliche Verbrämung.

Wer sich mit solchen Grenzfragen beschäftigt, wird vielleicht zweierlei feststellen:

1. Eindeutige Antworten gibt es selten. Man kann zwar heute zweifelsfrei sagen, dass die Welt nicht in sieben Tagen erschaffen wurde. Der Schöpfungsmythos will ja keine naturwissenschaftliche Aussage machen. Er erzählt auf seine Weise von dem Grundvertrauen, dass die Welt gewollt ist und sich nicht dem blinden Zufall verdankt. Mythos, als gedeutete Wirklichkeit! Solche Aussagen jedoch lassen sich nicht zweifelsfrei beweisen.
2. Der Blick für die Glaubenswirklichkeit mitten im Leben wird geschärft. Religion, als gedeutete Wirklichkeit verstanden, lässt genau hinschauen. Die Welt, das Leben - früher oft so wenig ernstgenommen - gerät in den gläubigen Blick. Eine neue Sicht auf das Leben als „Offenbarungsträger“ erschließt sich. Das muss nicht zwingend in einen Pantheismus münden, in dem Wirklichkeit und Gott eins sind. Auch ein göttliches Du ist vorstellbar, ein Gegenüber, das sich allerdings für uns begrenzte Menschen nur mittelbar und immer wieder neu erschließt. Auch die biblischen Schriften lassen sich als „geisterfüllte“ Versuche verstehen, die Wirklichkeit immer neu von der Spannung zwischen Sinn und Absurdität her zu deuten. Dieses Grundverständnis von Glauben lässt uns unsere Lebenswirklichkeit mit einem fragenden und suchenden Interesse wahrnehmen.

Dieser neue Blick hat allerdings seinen Preis:

1. Das Zuhause-Sein in der Kirche verliert an Selbstverständlichkeit. Gottesdienste, Predigten, Verlautbarungen, kirchenpolitische Entscheidungen - vieles daran ist unvereinbar mit einer modernen Sicht. Wie geht man damit um, ohne zum selbstgerechten Kritiker zu werden? Muss man zweigleisig beten, indem man das eine sagt, und das andere denkt? Oder soll man besser schweigen, sich dem, was man nicht nachvollziehen kann, verweigern? Was ist wichtiger: das gemeinsame Feiern und Beten mit der Gemeinde oder die Ehrlichkeit der eigenen Glaubensäußerungen? Oder bleibt nur das Lavieren zwischen beidem?

2. Aber auch der Glaube selbst, die persönliche Gläubigkeit, trägt nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit früherer Jahre. Die überkommene theologische Terminologie benennt nur noch selten das, was man glaubt. Frühere Gewissheiten erscheinen immer häufiger anfechtbar. Die dogmatische Sicherheit, mit der die Kirche, aber auch manche Theologen über Gott sprechen, ist fragwürdig geworden. Ich stelle fest, dass ein persönlicher, verantworteter Glaube, orientiert am Evangelium, mir eine ständige Neuinterpretation für mein eigenes Leben abverlangt. Dabei ist es wenig hilfreich, dass nach dem Aufbruch des Konzils das Pendel so enttäuschend schnell wieder zurückgeschwungen ist.

Und trotzdem: Wer diesen Weg einmal beschritten hat, kann und möchte nicht wieder zurück zum Glauben in zeitgebundenen - aber trotzdem absolut gesetzten - dogmatischen Formeln. Er oder sie möchte weiter auf der Suche bleiben, weil Sicherheit nicht zu haben ist, auch nicht im Glauben. Denn erleben wir nicht täglich - meist aus der Ferne - unsägliches Unrecht, zerstörerische Katastrophen und lebensbedrohenden Hunger oder Gewalt? Kann unser Glaube, unser Vertrauen in einen Sinn dem standhalten?

Die Jünger Jesu haben es uns vorgemacht: Als alles für sie zusammengebrochen war, als ihr Weg mit Jesus jeden Sinn für sie verloren hatte durch seinen Tod, haben sie die Gegenwart Jesu in ihrer Mitte wahrgenommen und zum Glauben zurückgefunden.

**DER BUCHSTABE  
TÖTET,  
DER GEIST  
MACHT LEBENDIG!**

2 Kor 6

••••

### **Erinnerung an Maria Berief**

*von Paul Schladoth*

Am 26. Juli verstarb Maria Berief im Alter von 84 Jahren. Sie hatte in ihrer Wohnung einen Schlaganfall erlitten und wurde ins Universitätsklinikum eingeliefert. Die Folgen der Erkrankung waren so gravierend, dass sie nach kurzem Aufenthalt in der Intensivstation verstarb. Am 1. August wurde sie im Anschluss an den Gottesdienst in St. Stephanus, ihrer Taufkirche, unter großer Beteiligung in ihrer Heimatstadt Beckum zu Grabe getragen.

Nach ihrem Studium in Münster und Tübingen und den Examen in den Fächern Latein, Katholische Theologie und Deutsch unterrichtete sie an der Bischöflichen Marienschule in Münster, wechselte als Fachleiterin für Latein an das Ratsgymnasium und war bis zu ihrer Pensionierung als Studiendirektorin und Pädagogische Seminarleiterin am hiesigen Studienseminar tätig.

Sie war eine außergewöhnlich engagierte Lehrerin, die es verstand, junge Menschen zu fördern und sie spüren zu lassen, dass sie ebenso an ihrer menschlichen Entwicklung interessiert war. Ihr wacher Geist war stets bemüht, sich nicht nur in fachlicher Hinsicht weiterzubilden, sondern ebenso die geistigen Strömungen und gesellschaftlichen Tendenzen zu verfolgen. Der Theologie galt ihr besonderes Interesse, vor allem der Heiligen Schrift. Die Psalmen waren für sie ein großer Gebetsschatz, aus dem sie täglich schöpfte. Bis in ihr hohes Alter hat sie anspruchsvolle biblische Kommentare studiert. Ihr theologisches Denken war geprägt von den Beschlüssen des II. Vatikanischen Konzils, von der Wiederentdeckung der biblisch-christlichen Freiheit und deren Auswirkungen auf die inner- sowie außerkirchlichen Beziehungen, dem Verhältnis zur Welt, zum Judentum, zu den nichtchristlichen Religionen. Dass seit einigen Jahrzehnten verheißungsvolle Initiativen des Konzils und notwendige Reformen von der römischen Leitung gebremst, ja zurückgenommen wurden, hat sie schmerzlich berührt. Oftmals ließ sie ihrem Unmut über die nachkonziliare Entwicklung freien Lauf! Durch ihre Mitarbeit in der Katholischen Frauenbewegung, vor allem durch zahlreiche Vorträge in unserer Diözese, hat sie ihre theologischen Erkenntnisse weitergegeben und vor allem Frauen zu einem neuen Selbstverständnis verholfen. Die Mitarbeit in einem interreligiösen Frauenkreis war ihr ein wichtiges Anliegen.

Maria Berief war eine sehr kommunikative Frau. Über die verwandtschaftlichen Beziehungen hinaus, die sie intensiv pflegte, besaß sie einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, in denen sie sich eingebunden wusste. Dazu zählten auch viele Christen und Christinnen in Not, Menschen in Lateinamerika und in der ehemaligen Tschechoslowakei. Mehrmals war sie in Brasilien. Bis in ihre letzten Tage hat sie durch briefliche Kontakte die Beziehungen zu ihnen lebendig gehalten, so zu Schwester Anna Vigarani. Dazu zählten auch viele Freundinnen und Freunde in der ehemaligen DDR, in Prag und in Bratislava. Sie hatten die Charta 77 unterschrieben, galten deshalb als Staatsfeinde und verloren ihre berufliche Existenz. Zusammen mit Pfarrer Hans Werners und Gisela Petri hat sie sich alljährlich auf den Weg zu ihnen gemacht. Durch ihr lebendiges Interesse an Themen, die sich aus der gesamtkirchlichen Entwicklung, der Teilung Deutschlands und der Situation anderer Völker unter kommunistischer Herrschaft ergaben, hat sie ihren Teil dazu beigetragen, den gegenseitigen Gedankenaustausch und die menschlichen Beziehungen trotz großer Schwierigkeiten weiterhin zu ermöglichen. Ihre Fröhlichkeit und ihre stets aufmunternde Art haben dazu viel beigetragen.

Maria Berief war eine bescheidene, dankbare, zutiefst gläubige Frau. Ihr Lebensstil war einfach, sie hatte keine großen Ansprüche. Gegenüber anderen war sie sehr großzügig. Bis in ihre letzten Tage hat sie oftmals erwähnt, wie dankbar sie Gott für ihren Lebensweg sei, für die große Familie, für ihr Studium, für die so erfüllenden beruflichen Aufgaben, den konziliaren Aufbruch und für dessen Umsetzung in kirchlichen Gremien. Auch weil sie noch im hohen Alter über eine gute Gesundheit verfügte, die es ihr erlaubte, in einem so reichen Maße am Leben Anteil nehmen zu können, war sie Gott von Herzen dankbar. Aus der Rückschau auf ihren Lebensweg schöpfte sie die Kraft, das Alter anzunehmen und sich mit den unvermeidlichen Einbußen des Altwerdens einverstanden zu erklären. In ihrem Glaubensverständnis ließ sie sich leiten vom inneren Zusammenhang von Glauben und Hoffen. In einer Meditation über das Verhalten Mariens anlässlich der Verkündigung des Engels - „Maria aber erwog alle diese Worte in ihrem Herzen“ (Lk 2,19; 2,51) - schrieb sie, glauben bedeute für sie, sich „festmachen im Wort Gottes“, darauf vertrauen, dass die göttliche Zusage des Heiles zuverlässig sei und deren Wahrheit - trotz allem, was in unserem Leben dagegen spreche - sich am Ende der Tage „bewahrheiten“, „herausstellen“ werde.

Das Überzeugtsein von der Treue Gottes schenkte ihr ein hohes Maß an Freiheit, das wir an ihr so bewunderten - die Freiheit von der ängstlichen Sorge um das eigene Leben, gepaart mit einer Freiheit für die Menschen, die sich in einer gewinnenden Herzlichkeit und in einer ihr Verhalten kennzeichnenden positiven Einstellung zum Leben überhaupt zeigte. Alle, die mit ihr in den Jahren „unterwegs“ waren, sie ein Stück des Weges begleiteten oder ihr auch nur für eine kurze Zeit begegneten, werden Gott dankbar sein für das Geschenk, das Maria Berief für sie über ihren Tod hinaus bedeutet!



## **Lob der schlechten Selbsteinschätzung**

Der Mäusefalke findet sich wohlgeraten.

Den schwarzen Panther lassen die Skrupel kalt.

Piranhas zweifeln nicht am Sinn ihrer Taten.

Die Klapperschlange akzeptiert sich ohne Vorbehalt.

Einen selbstkritischen Schakal gibt es nicht.

Heuschrecke, Alligator, Trichine,

alles, was krecht und schleicht,

lebt, wie es lebt, und ist zufrieden.

Hundert Kilo wiegt das Herz des Wals,

in anderer Hinsicht aber ist es leicht.

Es gibt hinieden

auf dem dritten Sonnenplaneten

nichts, was tierischer wäre als das reine Gewissen.

Wisława Szymborska

**Freckenhorster Kreis**  
**Albachtener Str. 101 e**  
**48163 Münster**

---

- FK-Büro:** Freckenhorster Kreis  
c/o: Ludger Funke  
Friedhofsallee 100 A  
47198 Duisburg  
Telefon (0 20 66) 3 32 60  
Telefax (0 20 66) 41 58 01  
E-Mail: [fk-buero@gmx.de](mailto:fk-buero@gmx.de)  
Internet: [www.freckenhorster-kreis.de](http://www.freckenhorster-kreis.de)
- Redaktion:** Angelika Wilmes,  
Albachtener Str. 101 e e,  
48163 Münster  
Telefon (0 25 36) 14 08  
Telefax (0 25 36) 34 49 46  
E-Mail: [fk-wilmes@t-online.de](mailto:fk-wilmes@t-online.de)
- Unsere Konten:** Darlehnskasse im Bistum Münster  
(BLZ: 400 602 65)
- Verantwortlich:** Ludwig Wilmes (Adresse siehe Redaktion)
- Spendenkonto:** Brasilienkonto: 37 99 701  
Amparo maternal: 37 99 702  
Ukraine: 37 99 703  
Demetrius: 37 99 705
- Beitragskonto:** 37 99 700  
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)